IV. Jahr Heft 2

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die beiden Mütter / Isidor Quartner: Andacht / Hugo Neugebauer: Wallfahrten / Georg Trakl: Verwandlung des Bösen / Georg Trakl: Ruh und Schweigen D. Kosztolányi: Morgen im Stadtwäldchen / Theod. Däubler: Sang an Neapel / August Strindberg: Über die Materie als lebendes Wesen / Benedikt: Kunstkritikenschau / Max Esterle: Karikaturenfolge 67 (Prof. Pommer)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Oktober 1913 Heft 2

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

VIII. Die beiden Mütter.

Wiederum ein Sommertag in der Niederung mit verschleierten Höhenhängen. Morgendliche Stille, in die der Frühwind hineinspielt. Das Zittern zarter Baumzweige, das Rascheln von niederem Gesträuch. Der Himmel voller Wolkenfahnen, die Sonne zurückhaltend und den Raum mit abgetöntem Licht füllend. Die Landschaft wie regungslos in der Umflorung des Lichtes —: Traumland.

Ich einsam auf sommerlichem Rasenhang, rings Strauchwerk. Unweit das Dorf, in der Ferne der See. Auf den nahen steinigen Wegen vereinzelte Menschen und Tiere, ihre Arbeit aufsuchend. Mein Sinnen müde bei mir selber weilend, bei meinen Erlebnissen und Kämpfen, bei meinem Errungenen, das mich vereinsamt. Schon habe ich vieles, was mein war, eingebüßt und fühle mein Einsamsein noch überhand nehmen. Aber daß ich müde bin alles Anhangs, der immer nur getragen und befolgt sein will und nie geneigt ist selbst mitzutragen und zu folgen, läßt mich mein Einsamsein nur als ein Freisein fühlen.

So sinne ich meiner Herkunft nach, als einer, der nach Anschluß ausspäht, weil er wie verwaist dasteht. Was zunächst ihn zeugte, ist nicht mehr; diejenigen, mit denen er zeugte, sind ihm entfremdet; und was er zeugte, halten die Umstände oft von ihm ab. So begehrt man, erlebnis-

müde, nach Rast und Anschluß. Und späht danach aus. Um sich und in sich.

In solcher Verfassung verlebendigt sich einem manchmal der Begriff Mutter wie einem Kinde. Und man tastet nach ihm, man langt nach ihm. Die Kindheit erwacht, und was man als Kind lernte und einsog. Alte Glaubensdinge quellen hervor, wie Wasser aus verschüttetem Brunnen. Man erinnert sich auch seiner Kirche; erinnert sich, wie gerne sie sich verlorenen Söhnen als Mutter aufschließt. Doch es bleibt eine mattmüde Erinnerung. Man gewahrt keine Mutterbrust, die neue Lebenskraft spendet. Auch hat man seine Verlorenheit schon lieb gewonnen; man spürt, wie sie einen fortführt, einer Zugehörigkeit entgegen, die älter ist, als eine Kirche sie gewähren kann. Einer anderen Mutter entgegen: der Urmutter Natur.

Und mit einemmal stehen sich in meiner Vorstellung die beiden Mütter gegenüber: Mutter Natur und Mutter Kirche. Und scheinen sich zu messen an den Gefühlen, die sie in mir auslösen. Mein ganzes Sinnen geht nun zu ihnen und sucht sich zu sammeln und auszuhorchen, um die Beschaffenheiten dieser beiden, so verschiedenen Mutterschaften zu erkunden.

*

Es ist stiller geworden um mich, trotzdem der Tag schon vorgerückt ist. Ich bin einer Wildnis näher gekommen. Das Dorf liegt entfernter. Dichtere Wolkenschleier verdecken die Sonne. Der Raum ist wie eine laue, lauschende Helle, darin vereinzelte Bäume mit Felsblöcken zusammenwohnen. Hoch wallen die Bergzüge. Darüber das schleierhaft verhangene Gewölbe des Himmels.

In solcher Anwesenheit, den Tönen lebendiger Stille überlassen, überkommt einen Andacht. Das Einsamsein verliert sich, je mehr man zu sich selber erwacht. Man erwacht so zugleich zur Seele der Dinge. Das Gefühl einer Zusam-

mengehörigkeit kommt immer mehr auf, wurzelnd in der Gemeinsamkeit eines Unwissens, dem Ursprung und Mündung des Daseins Rätsel bleiben. Je mehr man nun das Dasein in sich läßt, um so rätselvoller wird es. Umso weiter, umso tiefer, umso unfaßbarer. Alles Diesseits der Wahrnehmung setzt sich in ein Jenseits der Wahrnehmung fort. Das Gefühl treibt alle Wirklichkeiten in Verhangenheiten hinein und wird mystisch. Der Sinn erhebt sich, wird Gebet; die ihn einschließende Umgebung zur Kirche. Endlich frägt man sich: Welche Kirche könnte mehr vollbringen? Und, indem solches gefühlt wird, zeigt sich: daß die Natur überall ein Gotteshaus — daß aller Gottesdienst aus der Natur gewachsen ist.

Hier stellt sich mir ein Erkennen ein, das vor alle kirchlichen Bauwerke ein Fragezeichen setzt. Ich glaube als den ursprünglichen Zweck solcher Bauwerke den zu erkennen: die Abhaltung des Gottesdienstes vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Niemals aber sind sie unmittelbar das, wofür sie sich ausgeben: religiöse Kundgebungen. Das waren sie höchstens für den jeweiligen Erbauer — vorausgesetzt, daß er Mensch und Künstler genug war —, insoferne er die frommen Gedanken seines Herzens sammelte und Form werden ließ. Darum genießt wohl der tiefere Beschauer in solchen Bauwerken noch immer die fromme und hohe Sinnesart ihrer Schöpfer, die freilich in ihm wiederum Frömmigkeit und Hoheit auslösen mag. Von dieser Deutung aber abgesehen, stellt sich das Entstehen von Kirchen als eine Verflachung, ja zumeist als ein Mißverstehen des Religiösen dar, welch letzteres, um sich zu betätigen, keiner Kirche bedarf. Soweit man in das Dasein der Menschen sieht, ist es so. Sogar im Bereich des Christlich-Religiösen zeigt sich: daß immer erst nachher an der Stelle, wo ein wahrhaft Frommer seinem Gotte in Verborgenheit und in völliger Losgelöstheit von der Welt diente,

eine Kirche errichtet wurde, die dann freilich jenes ursprüngliche Gottesdienen nicht mehr aufkommen ließ. (Christus selber erkannte die öffentlichen Bethäuser seines Volkes als Verkaufsstellen und lehrte durch Wort und Beispiel die Ausübung des Religiösen in Verborgenheit.) Hier wie überall gilt: daß, wo sich die Allgemeinheit eines vereinzelten Hohen bemächtigt, dieses gemein gemacht wird. So auch das Religiöse, das dort verfällt, wo es aus dem Alleinsein und der Stille in das Laute und Allgemeine gezerrt wird. Viele und prunkvolle Kirchen sprechen demnach eher für einen Mangel an religiösem Gefühl. Denn wo eine Kirche prunkt und auf Bereicherung ausgeht, ist das Religiöse in Wahrheit verarmt. Die Kirchen erweisen sich dann nur mehr als öffentliche Gebäude, wo die Religion in Ermangelung jedes tieferen religiösen Gefühls wie eine Sitte ausgeübt wird. Es deckt auf, daß man Kirchen auch *meiden* kann aus Religiosität.

Immer wieder kommen Stunden, da man Kind sein möchte. Sie rühren wohl daher, daß man immer wieder seines Unvermögens inne wird, die Dinge zu lenken. So möchte man selber gelenkt werden, möchte sich einem Kinde gleich einer gütigen Fürsorge anvertrauen können. Und welche Fürsorge wäre größer als die einer guten Mutter? Aber aus wie vielen Dingen ich auch in solchen Stunden schon Mütterliches herausholte, aus einer Kirche gelang es mir immer weniger. Der dumpfe Geruch, das Treiben der Gläubigen, der Kirchenbediensteten, der Priesterschaft im allgemeinen, alles dies scheint meinem heutigen Empfinden nur geeignet, ein kindliches Ausruhen zu verwehren. Jeder Wald, jede Wiese, jede Au, das kümmerlichste Gehölz, der nackteste Felsblock kommen meinem Ausruhebedürfnis in dieser Hinsicht heimischer entgegen. Es muß in der Kirche als Machthaberin ein Unrechtliches da sein, das der Natur feindselig ist — das die Natur zu verleumden sucht, um

deren Ueberlegenheit sich unterzuordnen. Und von solcher Feindseligkeit hat wohl schon der Raum einer jeden Kirche etwas abbekommen. Was mich noch anziehen könnte an diesen Stätten, wäre allenfalls das lautere Gebahren eines wahrhaft Gläubigen, der einen Winkel des ihm heiligen Raumes aufsucht, um seine Andacht zu verrichten. Alles Uebrige verläuft mir wirkungslos.

Kirche und Kind — das Verhältnis ist wohl überhaupt ein gewaltsames. Denn die Kirche ist keine gute Mutter. Eine solche will, daß ihr Kind gedeihe; die Kirche aber will ihr eigenes Gedeihen auf Kosten des Kindes und verlegt das Hauptgedeihen ihrer Kinder, der Gläubigen, in eine Sphäre, die nicht überprüfbar ist. So erweisen sich diese Gläubigen im Grunde als betörte Kinder; betört vielleicht im Zustand einer Not, einer Verkümmerung, einer Gebrochenheit und nur in Hinsicht auf solchen Zustand noch begnadet. Die Kirche bedarf demnach, um sich als Mutter geltend zu machen, des Verfallszustandes des Menschen. Und diese Mutter bleibt so geartet, daß sie ihre Kinder, die Gläubigen, zeitlebens beherrschen will. Eine bedenkliche Artung für eine Mutter! Denn der Mutterbegriff schließt eher eine Neigung in sich, die das Kind zu größter Selbständigkeit, zum Selbstherrscher erhoben sehen möchte. So kann es nur ein Ziel sein, das die herrschsüchtig geartete Mutterschaft der Kirche heiligen soll. Dieses Ziel jedoch ist reine Glaubenssache, ohne alle Gewißheit, und die Kirche hat durch ihr Tun nicht selten selber dazu beigetragen, solchen Glauben zu zerstören.

Je mehr ich diesen Dingen nachsinne, umsomehr gewahre ich, daß es der Kirche an Weiblichkeit mangelt. Sie enthüllt überall ihre Mängel, als Mutter wie als Braut. Und erhebt doch Anspruch, beides zu sein: Braut Christi und Mutter für die Gläubigen. Aber mit der eigenen Menschwerdung kommt man zur Ueberzeugung, daß Christus, wenn

er noch auf Erden wandelte, sein Verlöbnis (falls Gründe da sind, derlei anzunehmen) mit solcher Braut gelöst hätte. Denn es gibt keine Untaten Christi, aber es gibt unwiderrufliche Untaten der Kirche als Machthaberin.

*

Die Kirche als Machthaberin: sie ersteht erst dort, wo das Ursprünglich-Religiöse eingeht. Dieses Religiöse ist Weiblichkeit, ist das seelische Hingebungsbedürfnis an das große Unbekannte — an Gott. Je tiefer eine solche Weiblichkeit, desto hingebungsfähiger ist sie. Es läßt sich vielleicht so andeuten:

Vor der Großheit des All, das uns Gott verbirgt, zerschmilzt alle Männlichkeit, wird das Geschlecht zu Geistigkeit und Seele. Das Wissen wird auch hier Hemmnis, das Unwissen schöpferisch und triumphierend. Wo die Kirche sich zur Inhaberin des Religiösen aufwirft, ist das Unwissen um seine schöpferische Kraft gebracht und ein Wissen wird zur Macht erhoben: das Wissen um ein Jenseits. Es ist ein intellektischer Eingriff und bekundet einen Verfall der reinen Gefühlswelt des Religiösen. So enthüllt sich, daß die Religion als Kirche Verfall ist.

Als solche nimmt sie im Innenleben des Menschen eine ähnliche Stelle ein wie die Gesellschaft als Institution in seinem Außenleben. Sie drängt sich als Vermittlerin auf zwischen Gott und dem Menschen und entzieht diesem dadurch die ursprunghafte Kraft unvermittelter Beziehungen zu Gott. Und insoferne man noch das Christentum als Kirche mit Christus in Zusammenhang bringt, bedeutet die Kirche als institutierte Machthaberin eine völlige Verweltlichung des Christentums. Auch die Schöpfung des Jenseits ist eine Verweltlichung des mystischen Ursprungs des Menschen, der in ein Dasein gestellt ist, das ewig voller Jenseits ist — voller Rätsel, deren Lösung jenseits unsrer

Wahrnehmung liegt. Das Wissen um die Beschaffenheit eines Jenseits wird hier zur Aufstellung einer wahrnehmbaren Welt auch für das Jenseits und gestaltet dieses allzu diesseitig. Aber das Reich des Jenseits „ist nicht von dieser Welt". Es besagt hier: Die mystisch verhangene Kraft des Religiösen läßt sich nicht in eine weltliche Macht verkehren. Demnach erwiese sich der Verfall des Kirchlichen als ein Aufleben des Religiösen.

Wissen mag Macht sein; doch was bedeutet Macht einer Kraft gegenüber, vor der sich alles Machthabertum als machtlos erweist? Unwissen ist eine solche Kraft, und das Religiöse ist höchste Offenbarung solches Unwissens. Und wenn Welt und Kirche herrschen durch ein Wissen, das sich sogar ein Jenseits errichtet, — das Religiöse herrscht einzig durch sein Unwissen. Womit sonst auch könnte Etwas herrschen, dessen ganze Stärke aus Verhangenheiten hervorquillt? Wagt wer zu wissen: womit sonst? —

*

Wie die Gedanken aus mir herausspringen gleich Funken aus einem Feuerherd. Es ist vielleicht auch meine Vereinsamung im Geschlechtlichen, was sie entzündet. Denn das Geschlechtliche wie das Religiöse haben in den Verhangenheiten unserer Herkunft ihren Ursprung. Und in der letzten Zeit wirft der heiße Strom der Lust durch mein ganzes Sein seine wilden Wellen.

Sich zurückbesinnen bis zum Ursprung: durch welch eine Kette von Zeugungen hindurch bis zum Urdunkel der Lust, von dem der Mensch mit der Form wohl auch die erste Helle empfing! Aber dieses Sichbesinnen, das wie verlorenes Tagen ist, bleibt der einzige Widerschein jener Helle und eröffnet ein Dunkel, darin alles völlig verhangen ist. Und doch genügt dieser Widerschein, um den Menschen allem Dunkel zu verbinden, das jenseits seiner Wahrnehmung ist.

So ist dieser ursprüngliche, sich zurückbesinnende Mensch allem Dunkel verbunden und hat so mehr Jenseits in sich als alle Jenseitsverkünder aufbringen können. Denn sein Wissen ist das Unwissen und dieses Unwissen der Träger alles verhangenen Jenseits. Das Wissen zerstört dieses, indem es ein bestimmtes Jenseits aufrichtet. Die Kirche als Wissende ist demnach auch Zerstörerin, und als solche wiederum keine gute Mutter. Und wäre zwischen Mutter Natur und Mutter Kirche (die beiden den Menschen als ihr Kind beanspruchen) zu richten, und müßte man wie Salomon urteilen, um die wahre Mutter zu erheben, es wäre Mutter Natur, die sich in wahrer Mutterliebe dem Urteilspruch entgegenstellen würde und ihr Kind, den Menschen, (wohl vertrauend auf seine Herkunft), lieber als getötet, selbst den Händen einer falschen Mutter anvertraut sähe.

Die Kirche würde das nicht tun. Als die sich brüstende ewige Braut erkennt sie doch an Mutter Natur die Kraft der Fruchtbarkeit. Und unfruchtbar, wie sie ist, strebt sie wohl danach, diese Fruchtbarkeit in ihre Macht zu bekommen. Es gelingt ihr, indem sie die Lust zur Sünde und die sündlose Ausübung der Lust von sich abhängig macht. So gründet sich die Herrschaft der Kirche auf Verleumdung der Natur. Die Natur als Mutter der Lust wird selber sündig; und mit ihr ihre Schöpfung, der Mensch, der erst durch die Kirche wieder der Entsühnung zugeführt wird.

Aber die Natur ist unvergleichlich älter als die Kirche; sie ist das Ewige, diese ein Zeitliches. Und die Natur ist nicht aus Menschen hervorgegangen, wohl aber der Mensch aus der Natur. Also ist der Mensch auch Natur. Wie soll nun eine Einrichtung der Menschen eine Schöpfung der Natur verdrängen dürfen? Der Mensch als Natur müßte sich dabei ja selber aus dem Dasein verdrängen.

Die Kirche versucht nun wirklich diesen Menschen aus dem Dasein zu verdrängen, indem sie seine Natur als sündig

erklärt. Es ist die Sünde der Kirche gegen die Natur, es ist die Sünde der kirchlichen Menschheit. Dieser kirchliche Sündenbegriff wird auch nur von zwei Seiten erlebt: von den Uebersättigten der Lust und von den Enterbten der Lust. Es ist also nur Mißratenheit, die ihn in sich aufgenommen hat; sonst ist er überall nur angenommen als ein Herkommen. Und er zeitigte die Prostitution der Lust, ohne der Lust im geringsten gebieten zu können. Hier tritt einem das Beispiel Christi vor Augen: Er hat Tempel von Händlern und Wechslern gesäubert. Das wirkt hier wie symbolisch. Denn man möchte oft genug den Tempel der Natur von kirchlichem Tun säubern, das mit dem Freigeben der Lust Handel und Wechsel treibt. (Das Geistliche an sich wird dadurch nicht geschmälert; es erhält vielmehr dort seinen höheren Rang zugeteilt, wo die Lust nicht mehr als Sünde gilt.)

Denn dem Menschen zeigt jeder Augenaufschlag: Die Natur gedeiht ohne seine Fürsorge, auch die Natur der Lust; sie lebt ihre eigene Gesetzlichkeit. Es bedarf nur des Insichgehens, um sie sich zu erschließen. Die Kirche aber ordnet am Menschen durch Verbot von außen her wie eine profane weltliche Macht und gerät so immer mehr mit der Gesetzlichkeit der Menschennatur in Widerspruch, bis ihr schließlich diese ganze Natur ein Uebles wird. Und solches lehrt sie den Menschen. Für den Menschen jedoch ist es das größte Uebel, wenn ihm die Natur ein Uebles wird.

*

Natur und Kirche, die feindlichen Mütter! Aber eigentlich ist es nur die Kirche, die der Natur feind ist; die Natur ziert der Gleichmut. Als Verfallsform des Religiösen (das in der ewigen Rätselhaftigkeit des Daseins seinen Quell hat), gestaltet sich eine Kirche immer mehr der religiösen Auflösung entgegen, je mehr sie sich äußerlich zu festigen glaubt, je bestimmender und dogmatischer sie auf-

tritt. Denn nochmals: das Religiöse wurzelt im Undogmatischen und Unbestimmbaren. So zeigt sich auch: daß wer Mensch wird, religiös ist. Und ein solcher Mensch empfindet jede Kirche als Versteichtung, ja als Verebbung des Religiösen. Dieses wird gleichsam trocken gelegt. Nur in wahrhaft frommen Herzen quillt noch immer seine ewige Flut. Aber wie sehr das Wesen solcher Herzen vom Gebahren der Kirche absticht: hier ein Feilschen und Fordern, um seine Herrschaft auszubreiten, dort ein Abgeben bis zum völligen Versinken in Hingabe! Solche Hingabe schafft auch den Heiligen; er hat mit Kirche und Kirchentum nichts zu tun.

Je mehr ich diese Dinge betrachte, umso mehr erkenne ich auch den Abstand zwischen einem Aufgehen in Gott und der Weltlichkeit der Kirche, und finde, daß diese nach jener Richtung kein Wegweiser ist. Sie mag die geistlichste machthabende Institution sein, aber eine machthabende Institution ist eigentlich schon nicht mehr ein Geistliches. Dieses entläßt nach außenhin infolge eines Anschlusses, der Einkehr ist; jene sammelt an und pfercht zusammen infolge eines Anschlusses, der ein Sichzusammenrotten ist. Hier Hirt und Herde, dort der Mensch.

Die Verbandelung durch die Kirche als machthabende Institution zieht sich wie die Verbandelung der Gesellschaft vorteilheischend durch die ganze Welt. So ist es nicht selten, daß bessere Schelme Priestertracht wählen, um besser zu ihrem Vorteil zu kommen. Auch staunt man zunächst darüber, wie die Kirche so manchen wahrhaft Frommen, der abseits von Institution und Machthabertum sein Leben in einfältigem Gottdienen verbrachte, für sich als Heiligen in Beschlag nimmt. Und denkt sich: es wird so ähnlich sein, wie wenn sich die Gesellschaft eines großen Schaffenden bemächtigt, der ihr zeitlebens völlig ferne stand. Und wie solche Menschen von der Gesellschaft und ihrem Anhang allmählich

verfärbt und im Wesen verformt werden, so mag es auch sein, daß die Kirche und ihr Anhang die Heiligen in ihrem Sinne färben und ausrufen. Im Wesensgrunde aber ist vielleicht mehr Verwandtschaft da zwischen dem Heiligen und dem großen schöpferischen Menschen, als zwischen diesem und der Gesellschaft oder jenem und der Kirche. Denn das Heilige wie das Schöpferische bedeutet Einkehr, zuletzt bis zum diesseitigen Aufgehen in ein Ewig-Verhangenes — in ein Jenseitiges. Und auch das Aufgehen in Gott wäre noch ein solches diesseitiges Erleben, das eben nur ein Jenseits von „dieser Welt" ist.

*

Ich bin wieder in meinem Bergdorf angekommen. Ueber mir der Augusthimmel, gewitterbewegt. Zuweilen kurze heftige Regengüsse und feucht schimmernde Wiesen und Wälder. Kühle Lüfte streichen durch das ganze Tal. Die Bergzüge mit ihren vielen Sonnenfeldern glänzen mir überall entgegen und stehen hintereinander da, immer duftiger, immer heller, immer ferner.

Ich habe den Wald aufgesucht — meinen Wald. Rings die riesigen Lärchen Stamm an Stamm, Zweigwerk über Zweigwerk sich türmend bis hinauf zu den schwanken Wipfeln. Und zwischen den Zweigen der lichte Himmel. Dann wieder wellige Waldblößen, durchrieselt vom Geläute einer weidenden Herde. Nun schon da und dort vereinzelte Kühe erscheinend am Waldrand, die weißen Leiber vom leuchtenden Grün und dem Graubraun der Stämme scharf sich abhebend. Ich ruhend inmitten einer Blöße. Wie die Tiere stehen bleiben und schauen, und die hohen Stämme wie Pfeiler einer Halle ragen, die in die wunderblaue Wölbung des Himmels ausläuft! Und überall der Atem der Natur und eine göttliche Stille.

Je länger ich lauschend verweile, umso tiefer wird mir die Stille. Es ist ein Mütterliches da, das alles Leben

in Ruhe wiegt: Baum, Tier und Mensch; sie alle müssen ein Geborgensein fühlen. Es muß das Nichtendende des Raumes sein, das Raum gewährt für alles, was im Dasein rege wird. Alle Lüste finden so ihren Ausgleich, alle Fruchtbarkeiten so ihre Erfüllung. Und die Natur selber ist es, die Lust und Fruchtbarkeit austeilt, — die überall von sich selber abgibt, wo Lust und Fruchtbarkeit aufkommen: Mutter Natur, die von der Gottheit schwanger geht.

Mit einemmal begreife ich des Raumes Stille. Sie zeigt mir das Mütterliche der Natur, das immer wieder verebben läßt, was die Hochflut des Daseins aufwirft. Das Mütterliche, das immer wieder empfängt, trägt und gebiert und so mit jeder Kreatur, die wird, lebt und wieder vergehen muß, verbunden ist. Daher diese Stille des Raumes, wo jedes Dasein aus der Mütterlichkeit der Natur hervorgeht und wieder in sie zurückkehrt, daher diese Klaglosigkeit aller Kreatur, als Sproß der Natur, der willig empfängt und abgibt und in sein Geschick aufzugehen weiß. Wie anders das alles bei den Menschen!

Und wieder zeigt sich die Kirche als keine gute Mutter. Sie ist es, die sich zur Natur als Gegenmutter aufstellt, ohne daß sie das Mütterliche der Natur irgendwie aufzubringen imstande wäre. Und was ist das für eine Mutter, der die Vorbedingung für Mutterschaft Befleckung ist! Auch nehmen die Menschen ihren Eintritt ins Dasein nicht durch die Kirche. Und es ist wie von außen her gedrängt und geschoben, wenn die Vielen vor ihrem Lebensaustritt noch zu ihr flüchten. Wer aber Mensch genug ist, wird seinem Gotte durch keine Kirche mehr näher kommen. Der schaut ihre Priester als unzulängliche Vermittler, und er ist es längst gewohnt aus seinem Verkehr mit der Natur, auch seinem Gotte unvermittelt zu nahen. Er fühlt auch, daß das Religiöse ein Intimes ist, das die Verborgenheit liebt und aufsucht und das durch öffentliche Ausübung nur

Einbuße erleidet; fühlt, daß es damit so wie mit dem Geschlechtlichen ist. Und er schaut immer mehr Zusammenhang zwischen Beidem. Und findet, daß das Religiöse auch eine Notdurft ist, die tiefste Notdurft der Seele, und daß diese Notdurft wohl auch mit der letzten Lebensnot zum Ausdruck kommt. Daß daher bei einem Menschen mit der Austragung dieser letzten und intimsten Dinge keine weltliche Standesperson zu tun haben solle (und auch die Priester der Kirche sind Standespersonen einer verweltlichten Religion), daß dabei nur zu tun habe, wer zu intimsten Verrichtungen zulässig ist. — Wer aber wäre zum Intimsten mehr zulässig als die Liebe?

Darum soll die Liebe, die in Willigkeit einem Menschen lebte, auch um den Menschen sein, der aus dem Leben scheidet. Die Willigkeit solcher Liebe geht mit der Wandlung der Dinge. Nun wird sie Priester und Wegzehrung.

Und je mehr ein solcher Scheidender zum Kinde wird vor tiefer Müdigkeit (die immer mehr vom Leben abläßt aus Lebensnöten), umso mehr wird ihm wohl die Liebe, die ihm letzter Beistand ist, ein Mütterliches, ein Stillendes, ein in Schlummer Wiegendes: ein Abbild der Mutter Natur, in die alles Vergehende hineinsinkt, — und die doch immer wieder von der Gottheit schwanger geht. Die darum auch Gott nahe steht und es so gewiß vermag, bei diesem dunklen Gotte für den Verscheidenden einen lichten Platz zu erflehen.

*

Es ist Abend geworden. Andächtig schweigt die Natur, während das Licht scheidet. Stille ragen die Bäume, ihre Wipfel umschwirrt eine Schwalbenschar. Nur leise, ferneher, das Getön heimkehrender Herden. In der Höhe ein immer tiefer flutender Abendhimmel.

Ich fühle mich freier, erdenfester, raumverwandter. Ich habe eine allzu unmütterliche Mutter von mir getan, aus

meinem Gedenken entfernt. Ich bin um ein Weggeben reicher. Denn solches Unmütterliches macht ein Menschenkind nur ärmer. Nun bleiben mir von der Kirche nur noch die Glocken. Aber das sind Erdentöne, Klänge aus Daseinstiefen. Und so hat die alte Erde ihre ganze Mutterterschaft wieder ungeteilt. Wie ewig neu und jung sie doch ist!

Und siehe: Schon rückt die Dämmerung an und umwickelt dichter und dichter die Regsamkeit alles Lebens und wiegt es langsam in Schlummer, neue Kräfte vorbereitend für den neuen Tag, der immer wieder heraufkommt, und den als ein Wunder, als ein Unbegreifliches, als ein Geschenk der Allmutter Natur hinzunehmen es sich ziemt für mich Unwissenden.

Andacht / von Isidor Quartner

Im versonnten Gold, das den Abend beginnt,
Wenn mein Leben entzückt sich leise verbreitet
Und in den braunen Boden des Bergwaldes sinkt, —
O du ureinfache Schönheit: die Kraft in den Wurzeln zu sein.

Langsam steigt mein Herz im Marke der Bäume empor.
Mündend in jeden Zweig, bin ich der Gottheit nah,
Wenn meine Seele, schönfach verwirrt, sich wie Segen erteilt.

Die sich zum Dasein senkt, kühle Güte der Nacht
Formt mich in jedem Blatt zu geschlossener Wesenheit.
Ganz in mich selbst gehüllt, bin ich die Tiefe,
Die im Gebete ruht.

Wallfahrten / von Hugo Neugebauer

Seefeld

Tritt ehrfurchtsvoll herein durchs Felsentor,
ergib dich in die dreimal heilge Runde
von hohen Bergen, tiefem Wald und Moor,

wo Himmels mit der Erde Macht im Bunde
in Gott versunkne Herzen auferbaut,
auf schwankem fest und schwank auf festem Grunde.

In Stein und Zungen wird mein Wunder laut:
die Wurzel hieb ich durch dem grünen Stolze,
wo tief im Tal das alte Kloster graut,

und oben treib ich in dem trocknen Holze.

Mariä Waldrast

Oft hab im Dunkeln dunkel ich berührt
die Herzen, die ein grenzenloses Wehe
von ihresgleichen her zu mir geführt;

doch daß ein Augenwunderwerk geschähe,
verlangt' des Volkes Drängen nach Getast,
denn nimmermehr erfühlt es meine Nähe.

Vom Himmel stieg ich, hielt auf Erden Rast.
Erbarmungsvoll den Schwachen mich zu zeigen,
erwuchs ich menschlich zwischen Mark und Bast

und leide still an meines Wipfels Schweigen.

Georg Trakl / Verwandlung des Bösen

Herbst: schwarzes Schreiten am Waldsaum; Minute stummer Zerstörung und die Stirne des Aussätzigen unter dem kahlen Baum. Langvergangener Abend, der nun über die Stufen von Moos sinkt; November. Eine Glocke läutet und der Hirt führt eine Herde von schwarzen und roten Pferden ins Dorf. Unter dem Haselgebüsch weidet der grüne Jäger ein Wild aus. Seine Hände rauchen von Blut und der Schatten des Tiers seufzt im Laub über den Augen des Mannes, braun und schweigsam; der Wald. Krähen, die sich zerstreuen; drei. Ihr Flug gleicht einer Sonate, voll verblichener Akkorde und männlicher Schwermut; manchmal tönt ein grollender Ton darin. Bei der Mühle zünden Knaben ein Feuer an. Flamme ist des Bleichsten Bruder und jener lacht vergraben in sein purpurnes Haar; oder es ist ein Ort des Mordes, an dem ein steiniger Weg vorbeiführt. Die Verberitzen sind verschwunden, jahrlang träumt es in bleierner Luft unter den Föhren; Angst, grünes Dunkel, das Gurgeln eines Ertrinkenden: aus dem Sternenweiher zieht der Fischer einen großen, schwarzen Fisch, Antlitz voll Grausamkeit und Irrsinn. Die Stimmen des Rohrs, hadernder Männer im Rücken schaukelt jener auf rotem Kahn über frierende Herbstwasser, lebend in dunklen Sagen seines Geschlechts und die Augen steinern über Nächte und jungfräuliche Schrecken aufgetan. Böse.

Was zwingt dich still zu stehen auf der verfallenen Stiege, im Haus deiner Väter. Bleierne Schwärze. Was hebst du mit silberner Hand an die Augen; und die Lider sinken wie trunken von Mohn. Aber durch die Mauer von Stein siehst du den Sternenhimmel, die Milchstraße, den Saturn; rot. Rasend an die Mauer von Stein klopft der kahle Baum. Du auf verfallenen Stufen:

Baum, Stern, Stein! Du, ein blaues Tier, das leise zittert; du, der bleiche Priester, der es hinschlachtet am schwarzen Altar. O dein Lächeln im Dunkel, traurig und böse, daß ein Kind im Schlaf erbleicht. Eine rote Flamme sprang aus deiner Hand und ein Nachtfalter verbrannte daran. O die Flöte des Lichts; o die Flöte des Tods. Was zwang dich still zu stehen auf verfallener Stiege, im Haus deiner Väter. Drunten ans Tor klopft ein Engel mit kristallnem Finger.

O die Hölle des Schlafs; dunkle Gasse, braunes Gärtchen. Leise läutet im blauen Abend Sonjas Gestalt. Grüne Blümchen umgaukeln sie und ihr Antlitz hat sie verlassen. Oder es neigt sich verblichen über die kalte Stirne des Mörders im Dunkel des Hausflurs; Anbetung, purpurne Flamme der Wollust und der schwarze Wahnsinn des Messers.

Jemand verließ dich am Kreuzweg und du schaust lange zurück. Silberner Schritt im Schatten verkrüppelter Apfelbäumchen. Purpurn leuchtet die Frucht im schwarzen Geäst und im Gras häutet sich die Schlange. O! das Dunkel; der Schweiß, der auf die eisige Stirne tritt und die traurigen Träume im Wein, in der Dorfschenke unter schwarzverrauchtem Gebälk. Du, noch Wildnis, die rosige Inseln zaubert aus dem braunen Tabaksgewölk und aus dem Innern den wilden Schrei eines Greifen holt, wenn er um schwarze Klippen jagt in Meer, Sturm und Eis. Du ein grünes Metall und innen ein feuriges Gesicht, das hingehen will und singen vom Beinhügel verstörte Zeiten und die goldene Stille der Seele. O! Verzweiflung, die mit stummem Schrei ins Knie bricht.

Ein Toter besucht dich. Aus dem Herzen rinnt das selbstvergossene Blut und in schwarzer Braue nistet unsäglicher Augenblick; dunkle Begegnung. Du — ein purpurner Mond, da jener im grünen Schatten des Oelbaums erscheint.

Georg Trakl / Ruh und Schweigen

Hirten begruben die Sonne im kahlen Wald.
Ein Fischer zog
In härenem Netz den Mond aus frierendem Weiher.

In blauem Kristall
Wohnt der bleiche Mensch, die Wang' an seine Sterne gelehnt;
Oder er neigt das Haupt in purpurnem Schlaf.

Doch immer rührt der schwarze Flug der Vögel
Den Schauenden, das Heilige blauer Blumen,
Denkt die nahe Stille Vergessenes, erloschene Engel.

Wieder nachtet die Stirne in mondenem Gestein;
Ein strahlender Jüngling
Erscheint die Schwester in Herbst und schwarzer Verwesung.

Morgen im Stadtwäldchen / von Desider Kosztolányi

Zwischen jungen Bäumen irrte träumerisch liederliche und liebliche Musik des Stadtwäldchens.

Auf einer weißgestrichenen Bank schlief ein junger Mann. An die Lehne gestützt, todmüde, gab er sich dem tiefen Frühlingsschlaf hin. Auf seinem gelben und hungrigen Gesicht saß fahl der Ekel, und man sah, er wäre sehr glücklich gewesen, niemals wieder zu erwachen. Die reine, vom Laube filtrierte Luft strömte mit Hast durch seinen dünnen Hals in die schwindsüchtige Lunge, um rotes gesundes Blut in die abgemagerten Glieder zu treiben. Die kleinen Pulsadern tickten lustig. Nur das Gesicht war fahl und sehnte sich traurig ins Grab. Sein Mund öffnete sich und sah in dem lichtblauen Schatten wie ein tiefes schwarzes Loch aus.

Dieser abgezehrte arme Schläfer war ein demütiger und sehr trauriger Vagabund. Er konnte so schmerzlich schauen, daß er schier um Verzeihung bat, weil er auf die Welt gekommen war. Und offen gestanden, er selbst wäre auch schon lieber in einem billigen und schlichten Holzsarg gelegen, als auf dem Mietbett in der engen armseligen Seitengasse. Denn der Vagabund wollte auf dieser Welt nichts mehr. Nur ruhen. Es ekelte ihm sogar vor seiner Schlafstelle, wo ihn morgens eine magere und schäbige Katze mit erbärmlichem Raunzen begrüßte, und deshalb schlief er oft im Stadtwäldchen, auf der Bank, zwischen grünem atmendem Laub.

Auch jetzt weckte ihn die liederliche und liebliche Stadtwäldchenmusik aus dem Schlaf. Er öffnete die Augen, doch diese blickten so wirr, als hätte ihn die viele, viele Frühlingsluft trunken gemacht. Er betrachtete den Frühling, der sich auf dem kiesbestreuten, geschotterten Wege, bei träumerischer Musik vor ihm im Reigen drehte, ohne sich darum zu kümmern, daß einem Manne, der zufällig da ist, in ein paar Monaten am Armenfriedhof eine wohlig-weiche schwarze Lagerstätte gebettet werden wird. Der arme Vagabund empfand nicht einmal den Prunk des Frühlings. Er ließ den Kopf hängen und glaubte, es sei trauriger Spätherbst. Und vergebens lachte ringsum der grüne sprühende Morgen. Der Vagabund starrte vor sich hin, als sei müde, septemberliche Abenddämmerung.

Allmählich wurde er wach. Zuerst seine Augen, dann die Hände, dann der an die Lehne gestützte steifgewordene Rücken. Er richtete sich auf, als der nüchtern machende Strom des Erwachens seinen ganzen Körper durchrieselt hatte, streckte sich und blickte in die Höhe.

Eine Trauerweide beugte sich über ihn.

Der Vagabund starrte mit weitaufgerissenem Mund und weinerlicher Miene in die Höhe:

Eine Trauerweide!

Nirgends sonst, soweit auch das Auge reichen mochte, war in dem Hain eine Trauerweide zu erblicken. Staubige zarte Akazien, elegante Pappeln, selbstbewußte Buchen reihten sich aneinander, aber nirgends waren Trauerweiden. Nur über ihm trauerte eine, mit schwerer, schmerzlicher Melancholie, wie eine taubenetzte Frühlingsfee, welche die langen grünen Locken tröstend über seine Schultern fallen läßt, als wollte sie heimlich sein Gesicht berühren und von diesem die Schatten der Nacht sehr sanft und graziös wischen.

Den Vagabunden schmerzte auch dies. Kalter Schauer überlief seinen Rücken bei dem Gedanken, er habe die ganze Nacht unter diesem Grabesbaum verbracht, gleich einem Toten, und er begann zu grübeln. Warum hatte er sich unter eine Trauerweide gesetzt? Warum mußte er sich gerade zu dieser Bank herschleppen, wo doch so viele kühle liebkosende Bäume der Au ein Laubzelt für die armseligen Wanderer der Nacht bilden? Der Vagabund blinzelte und brummte etwas vor sich hin: es ist alles so am besten, wie es der reine Zufall ordnet. Dann begannen langsam und bescheiden seine Tränen zu fließen.

Die Musik des Stadtwäldchens aber tönte melodisch, leichtsinnig weiter. Auch die Au begann schon zu erwachen. Junge Frauen in roten Morgenhüllen huschten vorbei, dem Teiche zu, zum Morgenbad. Noble blasse Bürschchen kamen mit keckem Pfeifen. Auf den bespritzten Wegen frühstückte eine laute Gesellschaft. Parfümierte Damen kamen sehr elegant vorbei, und vornehm ein auffallend junger General. In der blauen Luft kräuselte sich der Rauch teuerer Zigarren.

Der Vagabund hatte sich jetzt schon mit dem Schatten befreundet und trauerte gemeinsam mit der Zypresse. Träge schaute er dem Leben zu und lauschte der Musik.

Die berauschend leichte Frühlingsmusik stieg ihm all-

mählich zu Kopfe. Seine Muskeln strafften sich stählern. In seinen Augen erglühte Feuer. Die viele laute Lust begann ihn zu schmerzen. Grinsende Sonnenflecke tanzten vor ihm. Spitzes jauchzendes Lachen bohrte sich in sein Gehirn. Seine Kehle schnürte sich zusammen.

Auf dem Platze erscholl plötzlich lautes Kindergeschrei. Etwa zehn Kinder kamen aus den Villen, gekämmt, rein gewaschen, mit elastischen tapferen Schritten. Zehn kleine Eisenfresser. Alle feist und gesund. Mancher schien schon einen leichten kleinen Schmerbauch zu haben. Und es war beinahe, als ob auch schon goldene Ketten auf den Westen wären. Das sind die Knaben jener Väter, die jährlich ein kleines Vermögen verbrauchen. Deshalb blicken sie so kühn und wild. Deshalb sehen sie ihn so scheel an. Sie haben die Nase des Sperbers, das Gesicht des hungrigen Turmfalken. Die werden einst seine bleichen kranken Bankerte erwürgen.

Es schwindelt den Vagabunden:

Wenn sie jetzt herkämen . . .

Sie kamen auch. Alle zehn. Unter höllischem Lärm, mit tollem Radschlagen, mutwillig herumspringend kamen sie unter die schattige Trauerweide. Der eine sprang geradewegs auf die Bank. Die anderen versammelten sich hinter dem Rücken des Vagabunden. Die Musik lärmte mit höhnischem Klang, und jetzt war jeder Takt schon fieberhafte Gotteslästerung und Wahn. Und die feisten, dicken Herrschaftskinder klammerten sich an ihn wie Blutegel.

Es schwindelte ihn. An seiner Stirn schwollen die Adern und er schrie die Kinder aus voller Kehle an:

„Packt euch von hier!“

Die Kinder blickten einander an. Die Hälfte der Schar flüchtete erschrocken, doch die anderen begannen ihn, in einem Trupp versammelt, zu necken. Einer warf ihm den Stock seines Reifenspiels nach. Ein anderer schleuderte einen

Stein auf die Bank. Ein blonder, dicker, ruderhemdbekleideter aber streckte ganz in seiner Nähe, kaum zwei Schritte entfernt, die Zunge heraus.

Der Junge mochte im ganzen vier Jahre alt sein. Sein weißes, in Milch gewaschenes, dummes kleines Gesicht grinste. Der Vagabund erhob sich taumelnd. Die Schar begann zu laufen. Doch er jagte ihnen nach und erreichte sie auch am Saume der Lichtung.

Seine magere Hand griff in die blonden flatternden Locken des Knaben und begann an diesen zu zausen. Dann gab er dem Jungen eine Ohrfeige. Kräftig, als schlage er einen abgehärteten, sehnigen, erwachsenen Menschen.

Wildes Geheul durchzitterte den Hain.

Die Ohren des Vagabunden gellten und seine Augen sprühten. Die leichten Akkorde der Musik des Stadtwäldchens und das betäubende Kindergeschrei verschmolzen zu einer tollen Einheit. Er fühlte bloß, er habe sich gerächt, für viele, viele Leiden, für das gräßliche Elend vieler Jahre. Und sein Herz schlug in stolzer Freude. Er keuchte wonnig müde.

Dann bemerkte er, daß er in der Mitte einer aufgeregten Menge stehe. Empörte Väter umsprangen ihn, im Hemd, in nachlässiger Morgentoilette, zorngerötet. Erzürnt geifernde Mäuler spuckten auf ihn Schimpf, das Spülicht der Worte, den Schmutz.

Er aber lächelte bloß.

Schließlich kam ein Polizist.

Der Vagabund schritt traurig, langsam unter den frühlingsprunkenden Bäumen dahin.

Begleitet von der liederlichen und lieblichen Musik des Stadtwäldchens.

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Sang an Neapel / von Theodor Däubler

Die hüpfenden Wellen im sonnigen Glücke
Verhüllen mir Bäume mit tanzenden Früchten.
Ich will, daß der Wind eine Lichtbirne pflücke,
Doch kann sich das Schwebeobst immer noch flüchten.
Metallisches Flackern und Rascheln der Blätter
Begleitet als Zufallstakt Flammen beim Tanz.
Die Glanztarantella, das strahlende Wetter
Erobern den Mittag mit Jubelgeschmetter:
Die Sonne verschenkt alle Wonne zur Feier:
Auf Ischia entwallen die flatternden Schleier,
Und Capri behält seinen fliegenden Kranz.
Lateinische Segel, geschmeidig und sicher,
Entschweben den Buchten mit Wellengekicher:
Schon tanzen die Barken im Lachen der Wellen,
Die klatschen voll Uebermut flach an die Planken,
Das Wasser zerkraust sich in Springtamburellen,
Mit schimmernden Bändern und Tropfen als Schellen.
Den Wind überschäumen zerglühende Ranken,
Den Mittag durchflimmern ein Luster aus Tau:
Opalblasse Flammenverglasungen schwanken
Behutsam gefächelt durch perlendes Blau.
Die Seehauche lockern die wolkigen Kronen
Der blauen Gebirge in Silbervollendung,
Die rings die Verzückung Neapels betonen:
Es reicht der Vesuv seine Lockenverschwendung
Mit goldener Wonne dem sorglosen Tag,
Der leicht seinen Einfall zu dichten vermag.

Voll Jugendkühnheit blaut der Silbermorgen:
Die Luft, der Duft erschimmern um die Wette.
Da strahlt ein weißes Schiff aus Wolkensorgen,
Ein Schulschiff, eine blinkende Korvette!

Sie bringt den Blitz im schlanken Leib verborgen:
Sie steht: schon rasselt ihre Ankerkette.
Die Segel sinken und es wolkt ein Schuß:
Nach blauer Fahrt ein weißer Heimatgruß.

Ein großes Schiff entdampft zwischen den Molen:
Es wird der Hafen scheinbar mitgedreht.
Der weiße Rumpf ragt hoch über die Kohlen,
In deren Mitte rot ein Leuchtturm steht.
Die Wogen wollen sich den Riesen holen
Und schleudern Möven, wo ihr Gischt zergeht!
Der blanke Dampfer wird kaum merkbar schwanken,
Wenn Silberschäume seinen Stahl beranken.

Die Fischerboote sollen wiederkommen:
Ein weißer Flügel bringt sie wippend her.
Dort kommt ein Schwarm wie Schwäne angeschwommen;
Der letzte Wind verquert sie immermehr.
Ein weißer Stern ist plötzlich groß erglommen:
Es spiegelt sich ein Segelpaar im Meer.
Wie wunderbar ist so ein naher Friede.
Nun sei er ganz bei mir: im eignen Liede. —

Des Meeres Einfalt heiligt meine Straßen.
Mit Wäsche weiß beflaggt sind alle Gassen.
Das gibt ein Grüßen und vergnügtes Spassen,
Im Augenblick den Lebensraub erfassen!
Die Ware ruft nach altbekannten Maßen
Fast singend wer sie feilhält in die Massen.
Du kannst an Hebungen das Obst erkennen
Und dich auf Senkung hin von Plunder trennen.

Die Fische kribbeln noch im Korbbehälter.
Ein Junge trägt sie aus mit hellem Schreien.
Der Maid, die eine Alte strählt, gefällt er!
(Denn in Neapel kämmt man sich im Freien.)

Sie denkt sich, wäre er ein wenig älter,
So drängt' ich mich in seine Feilschereien:
Ich würde rasch in das Gezappel langen
Und hätte meinen Bissen samt dem Rangen.

Zur frömmsten Witwe spricht ein Pfäffchen
Von Lottoaussicht und von Schicksalsrädchen.
Ein eitler Langer streicht und prüft die Beffchen:
Er spiegelt sich vor einem Brillenlädchen.
Nun spielt der Leiermann. Es springt sein Aeffchen:
Und gleich begaffen es erstaunte Mädchen.
Wie bunt und freudig sind die vollen Gassen:
Und oben blühen Kinder auf Terassen.

Die alten Kneipen wimmeln von Matrosen:
Und bunte Kugeln leuchten durch die Scheiben.
Die hochgekämmten Frauen tragen Rosen
Und fangen früh schon an, sich zu beleiben.
Ein Buckliger hat Backwerk zum Verlosen:
Er kann für Geld auch Liebesbriefe schreiben!
Fast stets enttäuscht, doch auch enttäuscht, verpackt er
Die Düten, Dosen, — schweigend, — voll Charakter.

Wie holprig fährt es sich in der Kalesche,
Und doch wie fröhlich durch die laute Menge!
Wie sehr er auch auf seine Mähre dresche,
Der Kutscher zerrt dich schwer nur durch die Enge.
Doch plötzlich knallt es rasch durch eine Bresche,
Du glaubst, daß man die Häuser mitversprenge!
Am Ziel erfahr ich schnell von einer Schönen:
Die könnte deinen Tag mit Freuden krönen.

Ein Greis erzählt von Kriegen oder Reisen.
Soldaten, Lungerer, verschiedne Leute
Umhocken ihn erstaunt in weiten Kreisen.
Dann kommen Wüste, Jagd und Löwenbeute,

Dabei beginnt das Fischervolk zu speisen:
Der große Nudelkessel dampft auch heute.
Und der Vesuv hört gar nicht auf zu rauchen:
Aus Pfeifen fängt man auch schon an zu pfauchen!

Das Puppenspiel hat mit Gekreisch begonnen!
Wie sind die Masken alt und schrill geworden:
Doch schwelgt das Volk noch immer hoch in Wonnen!
Es lacht sich heiser bei Kaninchenmorden,
Ist gleich für einen Pflock in Leid zerronnen:
Erkennt und bändigt mit Geschmack die Horden!
Der Skeptiker kann an Applausen lernen,
Ein Schwärmer bloß im Ruhm die Kunst entfernen.

Die Uferstunden von Neapel sind geschwunden!
Wie ferne zuckt das Nebelband der Zufallskunden!
Und doch: ich habe dort in Volksgeheimnisse gewittert,
Daß schon ein ferner Wurf nach meinem Ausdruck zittert!
Der Mensch kriegt den Geschmack, was Willkür ausprägt zu bezähmen!
Es hat im Ich die Weltidee sich selber übertrieben:
Nun kommen wir zur Welt, um die Zurückhaltung zu lieben:
Wir wurden unser Bild, der Eigenheit uns tief zu schämen.
Der Leib ist schwer: er kann die Selbstbesänftigung erleichtern,
Drum horchen wir zu Mißerfolgen, unsern Schleichern, unsern Beichtern!
Wie viel hast du gelernt: bist du auch stark, nicht mehr zu fragen!
Hinweg die Leidenschaft: ich soll nicht mehr geboren werden!
Wir lasten auf der Welt, wir sind der schwerste Alb auf Erden!
So werde Welt und leicht! Sag, kannst du selbst dich noch ertragen?

Wie viele wirre Wünsche hat der Leib uns schon verweigert!
Seitdem du dich im holden Erdenfrieden sonntest,
Was dich gebar, erhalten muß, als Ich erfassen konntest,
Verschwand die eitle Gier: dein Anspruch aber ward gesteigert!

* * *

Mit vollen Segeln fliege ich ins Blaue!
Es wird mein scharfer Sinn zu neuer Einheit angespannt.
Ich habe meinen Nachen stark und ganz allein bemannt:
Ich selber wurde Steuer, Mast und Taue. —

Wie wunderbar umkräuseln mich die Fluten!
Auf einmal schlafft das Segel ein, vom Winde hingestreckt!
Schon wird das Boot wie angeschossenes Wild voll Wut beleckt!
Es wirft sich um, als müßte es verbluten!

War das ein Traum? Ein weißer Traum ins Blaue?
Das Boot erholte sich, stand auf in wunderholder Hut.
Wir fuhren fort: wie ausgeruht, voll Munterkeit und Mut:
Wie gut, wenn ich der Eingebung vertraue!

Das junge Tauwindweib hat uns getragen!
Der grüne Süden überwipfelte den Wiegemast.
Ein Augenblick: — Das Segel ward mit blauer Wucht erfaßt, —
Der Goldwind mächtig über uns geschlagen!

Wie wahrhaft überragten mich Gestalten!
Voll Schwermut gab die Frühlingsbraut den bunten Blütenkranz

Der hohen Fürstin mit der Krone ganz aus Sonnenglanz:
Doch konnte sie bloß mein Gedächtnis halten.

Vorbei: ich werde nimmer darnach fragen!
Mit andern Winden segle ich hinaus ins volle Meer.
Wie leicht mir wird: ich war noch nie so frei und sorgenleer!
Was hat sich nur im Herzen zugetragen?

* * *

Nun ist der Frühlingsschnee vom Engelsberg gewichen!
Der Sommer kommt: Der Engel ist emporgeflogen.
Ich wäre gerne durch das Flimmertal geschlichen:
Die weiße Höhe hat mich lieblich angezogen.

Wie herrlich ist es spähend übers Meer zu steigen!
Mit jedem Schritte weiten sich die Sonnenräume.
Die Fischer segeln leuchtend ihren stillen Reigen,
Die See entschleiert ihrer Fernen goldne Säume.

Die Oelgelände schimmern noch im Taugeglitzer;
Bei jeder Quelle silbert schlicht ein Aaronstab.
Auf Moos und Felsen sprühten Morgenspritzer:
Ich weiß, daß ich mich nie in solchen Glanz begab.

Der Tag ist klar: der Tau verspricht uns frohe Dauer.
Wir steigen sorglos leichten Morgenwolken nach.
Doch plötzlich wird es rasch über den Hängen grauer:
Versagt der Wind, der freies Mittagsgold versprach?

In alle Schluchten fängt es an, vom Meere her, zu rauchen.
Nur munter fort: noch findest Du den steilen Pfad.
Wir werden plötzlich wieder in das Blaue tauchen:
Schon stürzt sich schweres Gold von hellem Felsengrat.

Wie prachtvoll ist der Streit der Wolken mit dem Lichte!
Auf einmal alles blau! ein Anemonenfeld!
Vom Nebel frei in vollem Mittag eine Fichte:
Ins Blütenblau Narzissengischt und Duft gewellt! —

Doch schon vorbei: jetzt nebelt es von allen Seiten.
Dramatisch wird der Tag: wir steigen dennoch vor.
Wir können ja durch Baumgespenster weiterschreiten:
Wie oft ergraut und dämmert gar ein Wolkentor.

Ja, dann gerade wittern wir das Sturmtheater.
Das Riesenschaustück und die Bühne wurden eins.
Die Grotte samt den Recken wallt empor als Krater:
Wir staunen über die Vernunft dieses Vereins.

Die Helden werden von Kulissen überflügelt.
Wie kommt es, daß kein Blitz zwischen die Zänker fuhr?
Der Wahn entwallt sich windverwegen, ungezügelt:
Wie fabelt und wie spielt die stumme Dunstarchitektur!

Nun werde ich ins Drama selbst hineingetragen.
Die Frage wolkt heran: wie findest du den Steg?
Sie kommt zu schwarz, sie wird mich anzupacken wagen:
Schon kämpft das Herz, erzwingt sich frisch den Atemweg.

Ich wurde frei! doch weiter graut es unabwendlich!
Nun fasse dich, Verwegener im grausen Sturm!
Ein blauer Blick! ein Sonnenflügel: endlich! endlich!
Mein Engelsberg! schon wälzt sich unter dir der Wurm.

Der Engel kam: doch ist er überblau verschwunden:
In beide Meere fiel sein goldnes Schwingenpaar.
Der eine Flügel reicht Neapel Sonnenstunden.
Der andre glänzt wo Pästums voller Hafen war.

* * *

Purpurschwere, wundervolle Abendruhe
Grüßt die Erde, kommt vom Himmel, liebt das Meer.
Tanzgestalten, rotgewandet, ohne Schuhe,
Kamen rasch, doch sie versinken mehr und mehr.

Furchtbar rot ist jetzt die Stunde. Wutentzündet
Drohen Panter. Grausamfunkelnd. Aufgebracht!
Dieser bleibt: ein Knabe reitet ihn und kündet
Holder Wunder tollen Jubel in die Nacht.

Nacht! der Abend, aller Scharlach mag verstrahlen.
Auch der Panter schleicht im Augenblick davon.
Aber folgt dem Knaben! Sacht, in schmalen Glutsandalen
Tanzt er nackt im alten Takt von Babylon.

Alle Flammen abgeschüttelt? auf der Füße
Blaßen Spitzen winkt und fiebert jetzt das Kind:
Weltentschwunden? Sterne sind die sichern Grüße
Stiller Keuschheit überm Meere, vor dem Wind!

* * *

Oben blühen Gottes urverzückte Sterne.
Hier auf Erden blaut und betet unser Meer.
Städte blinken freundlich leuchtend aus der Ferne,
Zwischen Mauern schimmern Wege, bleich und leer.
Schluchzt die See? Uferlos verschluchtet!
Weinen oder segnen uns die guten Sterne?
Wunderbar, wie Dunkelheit die Welt befruchtet:
Körner kennen Sterne: sie entkernen sich so gerne!
Sonne, die als Same abends sich zerbrennt,
Sieh die Sterne kindlichblühend um Sorrent!
Schaffst Du nicht die Pracht um Gottes Nacht zu schauen?
Eine Nacht der Bienen voll von Duftkometen,
Kinder, die für ihre Mutter sorgsam beten:

Sternlein, die sich für die Sonne zart betauen!
Regt euch liebliche Geheimnisse der Nacht!
Höher führt mich zwischen Mauern sanft der Pfad.
Halten Bäume lichtumzittert traumhaft Wacht?
Bin ich einem Rätsel tiefster Nacht genaht?
Mondhaft steht ein Riese schwarzummantelt da.
Unter seinen Beinen müßte ich nach Haus!
Furchtbar: schrie ich nicht, als solcher Schreck geschah?
Unten leuchten Ziegen: — nirgends komm ich aus!
Ringsumspukt! nun Herz und Atem haltet stand.
Heidenangst, du drückst mich keuchend an die Wand.
Langsam aber kann ich das Gespenst betrachten: —
Riesenbeine spreizt es über meinen Weg.
Muß ich zwischen bleichen Geistern übernachten?
Plötzlich lief ich dem Zyklopen ins Geheg!
Furchtbar wuchtet sich der dunkle Rumpf zusammen.
Groß und zottig starrt der harte Kopf heraus.
Um den nackten Leib erglänzt ein Flimmerstrauß:
Doch der kann vom Monde hinterm Dickwanst stammen.
Zwischen seinen Beinen kriecht die Sichel vor!
Grau verwolkt der Gauch: beharrt umhaart das Tor?
Wird der steife Mond zur schmalen Silberklinke?
Oeffnet er die Nacht mit leichtem Wolkenwinke?
Schon umwimmeln mich gespenstigstumme Ziegen.
Groß wie eine Kuh erscheint ein Riesenbock.
Alle überragt er, voll von Glanzgelock.
Doch die Kleinen wollen ihn vertraut umschmiegen. —
Ueber seinen Hörnern blaut ein Viertelmond,
Zart und flaumig, an den Spitzen rot betont.
Jetzt ersteht ein Zwerg, der meine Sprache kennt.
Flüsternd grinst er: Pan lebt heimlich in Sorrent.

* * *

Nacht verhängt die Bucht, den Berg und alle Städte:
Finster wie Pompeji jeder neue Hafen!
Ruht die schwarze See in sorgenloser Glätte?
Fasse dich, du volles Herz: ich kann nicht schlafen.

Geister fangen wieder an bei mir zu weilen.
Lieber Friede, spukhaft oder Nichts, verbleib!
Zeichen gehen dran, sich einfach zu verteilen:
Weiße Ahnungen ihr zeigt euch leicht als Weib!

Leise! viel zu schnell umspinnt mich diese Stille.
Weich und mondblau glänzt der Schwebenden Gewand.
Dunkel bleibt die wunderkundige Pupille.
Rotes Lächeln schminkt die Grazie aus der Wand.

Blondes Haar umstrahlt des Mädchens schlanke Haltung.
Jede Regung ungedacht bewußte Kunst!
Glutentfaltung, meines Schauens Wunscherkaltung,
Holde Nachtgeburt enthülle deine Gunst!

Silben, zart und bunt, versternt ein sanfter Wille.
Antwort funkeln Blumen ihres goldnen Horns.
Lisple ich oder mein Träumen? Stil ist Stille!
Leuchtend sind die Düfte dieses Blütenborns.

Wird sogar die leise Luft zu bleichen Schleiern?
Jeder Atemzug verklärt der Schönheit Brust.
Reinster Anblick, deine Weihe will ich feiern:
Nichts zu wünschen ist des Schöpfens heilge Lust.

Willst du wieder friedenschenkend von uns weichen?
Jungfrau, deines Lachens Rosen sind verblaßt.
Abschiedsveilchen konnten mich noch schwach erreichen,
Nacht und Unwelt haben langsam dich umfaßt.

Schwarze Gaben wird die Nacht vereinsamt spenden.
Nacht, ich komme ohne Toten stumm zu dir:
Spuk will sich begehrlich von der Stille wenden!
Finsternis, verliere ich mich wirklich hier?

* * *

Morgengold! Jugendjubel braust an meine Pforten.
Kinder dieser Fluren brechen mit der Sonne auf.
Sorglos spielen sie und haschen sich im Lauf:
Morgens findet man das Volk an allen Orten.

Lachend halten Knaben Larven vor die Augen,
Blasen oder spritzen Wasser auf Banausen.
Aeffchen fangen an verdutzt sich rasch zu lausen:
Mäuse klauben Früchte, um sie auszusaugen.

Gelbe Felder! drinnen Kinder mit Schalmeien.
Nackte Jäger: Wolf und Eber arg in Nöten.
Hund und Jüngling siehst du froh die Beute töten,
Pfaue, die im Korne laut ins Blaue schreien.

Kukuruz mit goldnen Kolben steht beim Tümpel.
Bacchus badet drin mit Thyrsusstab und Wimpel.
In die Traubenpracht am Ufer picken Gimpel:
Eine Schlange schläft im klassischen Gerümpel.

Ockerwege: Gänse unter Katzenkrallen!
Friedlich ziehen Hirsche Knaben durch die Landschaft.
Dort, der Maler, der das alles mit der Hand schafft,
Zieht ins Land, wo seine Kunststücke gefallen.

Jubelzüge, bunt auf Gelb, in frohen Fresken,
Schädel liegen da: — plötzlich gibt es Wespen! —
Baut Gerüste !— Angst erfaßt bereits die Espen! —
Schwingt euch auf! — dem Morgen nach! — zu den Grottesken!

Stapelt Narreteien prachtvoll aufeinander!
Faune würfeln, ob die Luftsprünge gelingen.
Feiste Kinder kriegen bunte Falterschwingen,
Und aus roten Blättern schlüpfen Salamander.

Rückwärts kriechen Riesenkrebs und Kriegerzwitter,
Pfeilesprühende, verrückte Flußgebieter.
Beide rücken ab und jeder höhnt: dort flieht er!
Krustenkörper spüren weder Spieß noch Splitter.

Morgengold! die Tauben nisten hold in Lauben.
Fleischige Polypen ringen mit Delphinen.
Um die Liebespaare schwärmen Bienen:
Adler können Knaben oder Kränze rauben.

Ohne Sorgen! frohe Jugend voller Morgen!
Sollen Maikäfer die Wagenfahrt besorgen?
Wiesen können Heuschrecken zum Reiten borgen!
Heute haben wir das Glück versäumt! auf morgen!

Ueber die Materie als lebendes Wesen / von August Strindberg

(XVI. Kapitel des Romans „Schwarze Fahnen")

Wenn Ihr erlaubt, und der Wintertag ist lang, fuhr Graf Max fort, will ich meinen letzten Dialog über die Materie als lebendes Wesen lesen.

Und er las:

Man hat eine kurze Reise gemacht und kommt nach Hause, um sein vermißtes Zimmer wiederzufinden. Wenn man eintritt, ist es einem fremd. Nichts ist von der Stelle gerückt, es ist nicht reingemacht, nicht gescheuert worden, aber das Zimmer ist verändert. Etwas Kaltes, Leeres schlägt einem

entgegen; es entspricht nicht dem Bild, das man sich in der Abwesenheit davon gemacht hat, und man fühlt sich seiner Umgebung fremd. Doch wechselt diese Wahrnehmung so schnell mit der früheren, daß man nicht weiß, worin die Veränderung besteht; ob sie im Zimmer oder in unserer Person liegt.

Wenn man dagegen keine Reise gemacht, sondern die Nacht auf einem Fest zugebracht hat, und am Morgen bei Tageslicht nach Hause kommt, dann ist der Eindruck ein anderer. Auch wenn man in guter Gesellschaft gewesen, unschuldige Freude gehabt oder etwas Neues gelernt hat, ist das Wiedersehen des Zimmers geradezu unheimlich. Das unberührte Bett mit seinen weißen Leichentüchern steht da wie eine Anklage. Es ist, als sei ein Verbrechen begangen worden, vielleicht ein Verbrechen gegen die Naturgesetze. Der heilige Schlaf, der erneuert und von neuem gebiert, ist in seiner Heiligkeit verletzt. Es ist mehr als eine versäumte Pflicht, die einen bedrückt. Es ist, als habe man einen unersetzlichen Verlust erlitten. Zugleich aber schämt man sich, schämt sich so, daß man vernichtet werden oder sich selbst vernichten möchte. Vielleicht hat man etwas versäumt, wovon man nicht weiß; eine Begegnung im Traum, wo man Weisheit hätte lernen können. Ja, es ist, als habe man jemand vergeblich auf sich warten lassen; und es ist vielleicht der Schmerz dieses Unbekannten, den man jetzt empfindet.

Man trifft seine Dienerin, die ausgeschlafen hat, und sieht deren klare Blicke; deren ruhiges, gesammeltes Wesen nach einer durchschlafenen Nacht und schämt sich noch mehr. Man demütigt sich und beneidet die geringe Arbeiterin, die in diesem Augenblick die Ueberlegene ist.

Und sieht man jetzt in den Spiegel, sieht das blutunterlaufene Auge, dessen Pupille wie Phosphor im Luftzug flattert, so kennt man sein Gesicht nicht wieder. Da sitzen

noch Reflexe von den Personen, mit denen man während der Nacht gesprochen hat; ja, man kann vollständig ummaskiert sein, wenn man mit einer starken Persönlichkeit verkehrt hat, nach dessen Gesicht man sein eigenes während der vielen Stunden eingestellt hat.

Ein unbekanntes Verbrechen ist begangen, und man empfindet die Angst, entdeckt zu werden. Man erwartet einen Tag voller Unglück; und achtet man darauf, wird man sehen, daß der Tag Verdrießlichkeiten bringt. Es steht etwas Aergerliches in der Morgenzeitung; man empfängt einen schlechten Brief, vielleicht die Nachricht von einem Unglück. Das Gefühl von Schuld ist so stark, daß man im Lauf des Tages alles erträgt. Man trinkt schlechten Kaffee, ohne eine Klage zu wagen; man nimmt Demütigungen ohne Einwand hin. Und man tut seine Arbeit mit einem Eifer der Verzweiflung, gleichsam um etwas gutzumachen.

Ich weiß von einem jungen Mann, der bei Sonnenaufgang heimkam und von dem fröhlichen Morgenlied seines Kanarienvogels begrüßt wurde: er zog seinen Revolver und erschoß den Vogel. Nachher, als er seine Eindrücke zu ordnen suchte, erklärte er, er habe zuerst gedacht, sich selbst zu erschießen, ohne jedoch während der Nacht eine schlechte Handlung begangen zu haben. Viel später wollte er sich erinnern, daß der Vogel gleichsam sein böses Gewissen vorstellte, das er töten wollte. Als er aber am Vormittag erwachte, weinte er beim Anblick des toten Vogels; jedoch ohne die Tat zu bereuen. „Etwas mußte sterben!“ Mehr konnte er nicht sagen. (Das erinnert an der Rabbiner Deutung der alttestamentlichen Opfer, besonders des Sühnopfers [Chattat] mit Blutvergießen.)

Man kann auch so lange von seinem Zimmer fort sein und in so häßlichen Geschäften, daß man es mit Entsetzen flieht und nicht dahin zurückkehren kann. Man trifft etwas Unbekanntes, das das Zimmer in Besitz genommen und das

einen hinausdrängt. Es sitzt in unserm Sofa jemand, den man nicht sieht; und dieser Jemand hat die Gestalt unseres Ichs, sieht aber drohend aus; ein Ausbruch unseres besseren Ichs, das mit Verachtung und Vorwürfen den erniedrigten Zwillingsbruder hinausjagt. Doch man kann auch ein fremdes Wesen treffen, ein schlechtes Erzeugnis von unserer Persönlichkeit, das in dem verlassenen, leeren Zimmer lebensähnliche Form angenommen hat. Und das ist keine gute Begegnung, denn es sind die Kinder der Wüste, der Brandstätten, der Ruinen, des Schweigens und des leeren Raums.

Wer eine Wohnung mietet und sie möblieren will, geht umher und dichtet mit schaffender Phantasie. Er projiziert sein Inneres in Formen und Farben. Und wenn er fertig ist, kann er sehen, wie er inwendig aussieht; und auch andere mit offenen Augen können es sehen. Wenn er nun eine Gattin heimführt und es wird ein Kind dort geboren, dann wird es ein heiliger Raum. Das nennt man das Heim.

Die drei, Gatte, Gattin und Kind, besitzen es; nicht zusammen und nicht so, daß ein jeder ein Drittel besitzt, sondern ein jeder ist Besitzer des Ganzen, ohne es veräußern zu können. Es gibt kein Rechenverfahren, das dieses Verhältnis klar machen kann; es geht nicht mit Gesellschaftsrechnung, denn es ist keine Gesellschaft. Es ist das unergründliche Geheimnis der Familie, es ist ein Problem der Dreieinigkeit. Wenn es darum zerspringt, dann kommt Unordnung ins Weltall und die ganze Natur ruft: „Wehe!"

Das Heim ist ein solch empfindliches Ding, daß jedes Umstellen eines Möbels eine Verrückung, eine magnetische Störung im Zusammenhang zur Folge haben kann. Die Möbel selbst bekommen Launen und verlangen die pflegende Hand. Solange Liebe und Ordnung herrschen, haben sie einen Schein wie ein Schild, das ist die Ehre des Hauses. Wenn aber der erste Ring von dem nicht abgewischten Glas zu sehen ist, dann muß man sich in acht nehmen, denn

bald folgen mehrere. Und eines schönen Tages hat man einen Schenktisch, an dem man sich versammelt, um das tägliche Brot, den Lohn der Arbeit und die besten Stunden der Ruhe zu feiern.

Kommt Zank und Haß ins Heim, dann raucht die Hängelampe, dann brennt das Feuer ungleich, so daß man die Ofenklappe nicht schließen darf; dann wird das Messing dunkel, dann wird das Piano verstimmt, die Uhr schlägt zu unrechten Zeiten.

Die Uhr ist empfindlich wie ein lebendes Wesen; sie mißt die Zeit und tickt ihre sechzig Male in der Minute wie das Menschenherz; sie stellt sich ein nach deinem Sinn, und sie herrscht über die Ordnung des Hauses. Sie hat sich mit kosmischen Kräften in Beziehung gesetzt; ihre Räder haben ebensoviele Zähne, wie die Sterne Stunden brauchen, um sich um die Erde zu wölben; wie die Sonne Minuten braucht, um einen Grad vorzurücken. Die Uhr steht in Verbindung mit dem Weltall und der Ewigkeit, mit dem Menschenherzen und der Zeitlichkeit.

Kommt Haß ins Haus, dann kann die Uhr drei statt zwei schlagen; dann kann sie mitten in der Woche stehen bleiben. Das verkündigt Böses. Sie kann mitten zwischen den Schlägen mucken und lärmen, während sie sonst bloß einen Seufzer fünf Minuten vorher gibt. Sie kann dreizehn schlagen. Das bedeutet eine Warnung.

Die Uhr im Eßsaal hängt über dem Piano und liebt Takt, Rhythmus und Harmonie; wenn sie schöne Musik hört, so hütet sie sich, zu stören: dann schlägt sie so diskret, als lege sie sich Fesseln an; wenn sie aber häßliche, unmusikalische Musik hört, dann kann sie mitten in einem Pianissimo schlagen, und zwar so herausfordernd, als besitze sie Verstand. Bekommt sie Beethoven zu hören, dann kann es geschehen, daß ihr Schlaghammer mitzuspielen anfängt,

einen gewissen Ton im Baß; sie kann sich nicht halten, sondern will den Jubel und die Trauer mitmachen.

Das Piano ist der Freund und Verwandte der Uhr, aber das Piano ist doch empfindlicher und diffiziler. Das Piano nimmt es genau mit den Menschen, sowohl mit dem Spieler wie mit dem Zuhörer. Es verträgt keine harten Hände, und es macht sich taub und stumm unter den Fingern des Boshaften. Es wird verstimmt in der Gegenwart gewisser Zuhörer, die es nicht leiden mag, denn es fühlt, wo Antipathien und Sympathien sind. Unter der weichen und reinen Hand kann es singen und weinen, und bei guter Laune ahmt es alle Instrumente nach. Eine schwache Hand mit einer starken Seele kann es zum Donnern bringen wie ein Gewitter, und nicht die grobe Hand bringt die stärksten Laute hervor.

Es gibt Klavierstimmer, die das Klavier verstimmen. Die Saiten sind wie gewöhnlich in Normalton aufgeschraubt, keine Veränderung ist vor sich gegangen, aber das Instrument klingt nicht; es leidet unter Beklemmung; eine fremde Hand hat in alle diese Stimmungen, die unter den Händen des Besitzers oder der Besitzerin in Lust und Leid, in guten wie in bösen Tagen aufgestapelt sind, hineingegriffen und sie durcheinandergebracht. Das Piano hat etwas verloren; man kann es nicht erklären, aber es ist so. Nach einiger Zeit ist es wieder eingespielt, ist sein Akkumulator mit psychischer Kraft geladen; das harte Holz, das einmal eine lebendige Pflanze war, hat deine Gefühle gesammelt und gibt sie jetzt verstärkt zurück.

Dasselbe findet man bei alten Geigen. Nicht das Alter des Holzes oder die Konstruktion des Instruments macht die Geige; sie muß Jahrhunderte hindurch an einem menschlichen Brustkorb, an einem Kehlkopf geruht haben, von einem Arm getragen, von einer Hand geliebkost sein. Sie muß Geiger mit erzogen haben, von der ersten beweinten Ton-

leiter der Kindheit bis zu den vor offenem Vorhang beklatschten Triumphen des Künstlers; sie muß mit in der Kapelle gesessen und Meisterwerke gegeben haben.

Dieselbe Geige unter andern Schicksalen, auf der Tenne des Bauern oder auf dem Jahrmarkt, wird kein ausgezeichnetes Instrument werden. Darum kann man eine Cremoneser nicht machen, man kann sie aber durch Liebe erziehen, ihr eine Geschichte, Tradition geben. Dann wird sie eine Persönlichkeit, bekommt etwas vom lebenden Wesen, wird vermenschlicht, vergeistigt, so daß das Pferdehaar und der Schafdarm ihr Animalisches und die Pflanzenfaser ihr Vegetatives verlieren. Die Zarge wird zu einer Menschenbrust, einer Lunge, einer Kehle; und wenn sie singt, sind Stimmen aus der Tiefe der Jahrhunderte zu hören.

Vielleicht ist das das Geheimnis der großen Kunstwerke aus älteren Zeiten? An sich war das Gemälde vielleicht nicht so viel wert; wenn aber Generationen in Bewunderung vor diesem Bild gestanden haben, so haben sie diesen Embryo befruchtet, vielleicht bebrütet; Zeit und Mensch haben die Patina gegeben.

Wenn man während des Sommeraufentshalts auf dem Lande seine Topfgewächse bei einem Gärtner in Pension gegeben hat, so erwartet man, sie üppiger wiederzufinden, da sie drei Monate unter der pflegenden Hand eines Fachmannes haben wachsen können. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind abgetakelt und sehen heruntergekommen aus, obgleich sie bessere Pflege gehabt haben. Vielleicht haben sie Sehnsucht nach dem Hausherrn oder der Hausfrau erlitten; vielleicht sind sie unter Heimweh nach der alten Wohnung, der pflegenden Hand, den Stimmen der Sprechenden, der Musik des Heims, dem Geplauder der Kinder dahingeschwunden.

Warum nicht, da sie lebende Wesen sind, die geboren werden, lieben, wachsen, sich vermehren und sterben? Sie

sind ja geschaffen wie der Tierkörper, haben ähnliche Gewebe. Ihre Bastfasern sind „glatten" Muskelfasern ganz gleich; ihre Ringgefäße gleichen Arterien, und ihre Tüpfelgefäße gleichen Venen; die Siebröhren sind den am höchsten entwickelten Nerven analog; sie führen zuweilen Lymphgefäße, und an der Wurzel haben sie Darmwolle; der Schnitt einer Wallnußschale ist dem Schnitt eines Knochenstückes vollständig gleich. Der Fruchtknoten ist ja eine Gebärmutter mit Eierstöcken, und der Blütenstaub ist ja Samen.

Worin besteht denn die Verschiedenheit? Darin, daß die Pflanzen langsamer als die Tiere reagieren und deshalb schwerer zu beobachten sind. Eine abgeschnittene rote Rose erbleicht nicht aus Harm, und eine weiße errötet nicht vor Zorn; wenn aber Haß im Hause ist, so schwinden sie dahin, ehe die Sonne untergeht. Die Rose lächelt und leuchtet bei Verlobten und Neuvermählten, solange die Liebe herrscht; kann sogar Tabakrauch und schlechtes Wasser vertragen, wenn nur die Liebe herrscht; kommt aber Haß, dann wird die rote schwarz, dann vergilbt die weiße. Unter der Hand eines bösen Menschen gedeihen keine Rosen, und andere Blumen auch nicht.

Es gibt Menschen, die Blumen nicht leiden können, sondern sie peinigen, ihnen zu wenig Wasser geben, so daß sie beinahe sterben, und sie erst im letzten Augenblick retten. Solche Menschen sind gewöhnlich Tierfreunde, die den Kindern die besten Bissen stehlen und sie vor die Hunde werfen.

Tulpen sind ein lustiges Volk, das Licht, Freude und Musik liebt. Wenn man ihnen vorspielt, so lachen sie laut und recken sich über den Rand der Vase, als wollten sie dabei sein. In einer frohen Gesellschaft können sie eine ganze Nacht walzen mit weitgeöffnetem Munde, als wollten sie Weindämpfe trinken. Wenn aber die Lampen erlöschen, so schließen sie sich, ziehen sich zusammen wie eine Vogelbrut und schlafen sich aus bis in den Vormittag hinein.

Haben sie zuviel Wein und Tabak bekommen, so sind sie den Tag darauf nicht wohl; erholen sich aber, wenn sie nur ausgeschlafen haben.

Sie sind Freunde von Oster- und Pfingstlilien; mit denen gedeihen sie im selben Glas. Die Rose dagegen duldet keine Blume in ihrer Nähe; sie liebt nur den Menschen, und eine abgeschnittene Rose kann sich einen halben Tag am Busen eines liebenden Weibes halten, wo sie sogar zu wachsen und zu blühen fortfährt.

Es gibt eine ziemlich neue und allgemein bekannte Hauspflanze, die Aspidistra heißt. Das ist eine japanische Lilie; düster und häßlich, mit unsichtbaren Blüten, die unten auf der Erdfläche liegen. Sonst kommen die Blüten auf dem obersten Teil des Blattstiels hervor, um zum Licht hinaufzureichen; die Blüten der Aspidistra aber schießen aus der Wurzel hervor und haben etwas Unterirdisches in ihrer Natur. Sie sehen aus wie aus Fleisch geschnitten. Die Pflanze ist unsympathisch, weil sie das Licht haßt. Ein Verdienst aber besitzt sie: sie ist geduldig, verträgt Dunkel, Staub, Rauch und Eßgeruch. Essen scheint sie zu lieben, und darum ist sie in allen Kneipen und auf dem Ladentisch des Eßwarenhändlers zu finden.

Eine Aspidistra stand fünf Jahre lang auf einem Schrank in einem halbdunklen Zimmer. Blüht denn diese Pflanze nie? fragte einmal der Besitzer seinen Diener, der sie besorgte. Doch, sie hat in diesen fünf Jahren fünfmal geblüht.

Dieses Schleichende, Geheimnisvolle, macht die Aspidistra den Kryptogamen ähnlich. Die Blätter aber können sich auch bewegen wie die Reptile, sich in die Luft schrauben, sich schief stellen, sich biegen, Grünspan ansetzen, bald rostenden, bald weißstreifigen. Es ist kein gutes Wesen, aber sie hat, wie gesagt, ein Verdienst: sie verträgt alles, um das Vergnügen des Lebens zu genießen.

Zwei Phönixpalmen kamen in ein Haus, als Sturm dort

war; sie sollten nur die Plätze zweier abgehender ausfüllen. Sie sahen etwas zurückgeblieben aus, waren aber sonst kräftig, vielleicht etwas knorrig. Zwei Jahre, solange der Sturm dauerte, standen sie im Wachstum still, trieben kein neues Blatt. Die alten Blätter wurden holzig, scharf wie Stacheln, und wenn man ihnen zu nahe kam, stach man sich. Sie hatten eine Fähigkeit, überall im Wege zu stehen, und wurden darum hierhin und dorthin gestoßen. Wohin sie aber kamen, machten sie den Eindruck von zwei eisernen Ruten. Dann fing die eine an, trocken zu werden, wurde von Würmern und Pilzen überfallen und starb.

Als schließlich der Sturm vorübergegangen und es ruhig im Haus geworden war, sah der Besitzer ein, daß die Ueberlebende einen größeren Topf und neue Erde haben müsse, wenn sie gerettet werden sollte. Als er die arme Gefangene aus dem Topf hob und sah, wie die weißen Wurzeln zusammengedrängt waren und sich um einander geschlungen hatten, wie bei einer Darmverschlingung, fast ohne Erde, da verstand er, was sie gelitten hatte und wie die andere totgepeinigt worden. Nun konnte sie sich ausstrecken; und die schwarze samtweiche Erde schloß sich um die entblößten Eingeweide, wundenheilend, nährend.

Wie der Vogel Phönix stieg die Palme aus ihrer Asche, begann zu wachsen, trieb die Blätter aus dem Herzen, streckte die großen grünen Schwingfedern zum Flug aus. Die Eisenrute grünte wieder, hell mit weichen Blättchen. Man sah ihr an, wie sie ihr Dasein genoß. Und wer genießen kann, kann wohl auch leiden, und darum soll man Pflanzen nicht quälen.

Der Besitzer aber sah im Kalender nach, fand, daß der Tag den schönen Namen eines lieben Menschen trug. Und er sagte sich: ich habe einen Gefangenen an deinem Tag frei gemacht, dir zum Wohlergehen, dir zur Befreiung, Geliebte! Und mir!

Da war aber eine andere Palme, eine kleine Fächerpalme von der Insel Bourbon. Sie bekam ihren Platz in einem sonnenhellen Zimmer auf dem Kleiderschrank am Fuß des Bettes. Und sie streckte ihre Hände abends und morgens segnend aus.

Als das Haus mit einem kleinen Kind gesegnet wurde, trieb die Palme ein neues frisches Blatt. Es kam zur Welt wie ein zusammengelegter Fächer, hatte sich aber bald wie eine Hand ausgebreitet, streckte sich über die Wiege, schützend, Friede winkend.

Das streitsüchtige Leben aber gibt keinen Frieden. Das kleine Kind schien in Unfrieden nicht zu gedeihen, sondern drohte wieder seiner Wege zu gehen.

Die Palme, die das kleine Kind liebte, gedieh nicht mehr im Sonnenzimmer, sondern erhob sich so aus der Erde, daß man die Wurzeln sah; sie kroch aus dem Topf heraus, als wolle sie ihrer Wege gehen, fortfliegen. Es half nicht, daß man ihr Erde um die Füße schob; sie wollte bestimmt aus der Erde empor, fort, weit fort.

Und als das kleine Kind wieder seiner Wege ging, trauerte die Palme, das ganze Trauerjahr über, wurde häßlich und alterte, kam in die Küche und starb, ohne daß wer nach ihren letzten Schicksalen fragte.

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Oenipontana X

Prof. Pommer

Innsbrucker Kunstkritikenschau

Heinrich Hammer (Innsbr. Nachr. 4. IX.), — h — (Allg. Tir. Anz. 7. IX.), anonym (N. Tir. Stimm. 4. IX) über Grimm—Strele—A. Plattner.

Die analytische Methode des Kunsthistorikers in der Kritik hat Pech. Durch Chemie irgend einer Branche wird keine Kunst entschleiert. Sie antwortet auf Reagenzien so ausweichend, daß der Experimentator schließlich so klug ist wie zuvor. Sein Gefühl hat berechtigte Angst vor dem Gegenbeweise des Fachkollegen und drückt sich: seine Worte kommen tot zur Welt. Aber ein Polyhistor der modernen Renaissance könnte wenigstens unterhaltende Arbeit leisten, indem er entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge nachweist. Im vorliegenden Falle wäre dies umso leichter gewesen, als es sich nicht um Genies handelt, die der weitsichtige Historiker nur aus großer Distanz erkennt, sondern um Talente, die ja immer etwas Vorgefundenes irgendwie für sich herrichten. Hammer versucht es zwar bei A. Plattner, jedoch nicht mit gewünschter Gründlichkeit. Plattner maskiert nämlich seine Egger-Lienz-Maske mit einer Imitation Millet's. Da man auch Egger vielleicht als Fortsetzung Millet's auffassen könnte, ist dies eine sehr gute Spekulation. Dies hätte dem Kunsthistoriker nicht entgehen sollen; ja, er hätte durch Entdeckung des neuen Typs: des „simulierenden Eklektikers" Anspruch auf Beachtung erworben.

Ein gütiges Geschick bewahrt Herrn Dr. Alois Böhm vor den üblen Folgen seiner Doppelexistenz als Schulmann und Kunstreferent. Die Rüge vor der Klasse war schon beschlossen, als er in die nächsthöhere Rangsklasse und nach Marburg versetzt wurde. Tieftrauernd steht nun der Hinterbliebene vor der leeren Tribüne, auf welcher der Entrückte, nach Feierabend als journalistischer Saltimbanque verkleidet, so oft und so laut die bessere Einsicht überschrie, damit das hochverehrte Publikum auf einen Sensationsriesenerfolg hereinfalle. Wer wird jetzt ohne Rücksicht auf Titel und Charakter für Plattner die Trommel rühren und „mit elementarer Wucht einem Sehnen, das diesen schon seit Jahren durchdrang und nur durch den schweren Daseinskampf niedergerungen wurde, endlich Bahn brechen". Wem wird es jemals wieder „im ersten Eindruck des ‚Versehganges' sein,

als ob der Tod selbst durch die Reihen der Beter huschte, um dann wieder hinten nach zu schleichen"; wem „in einzelnen Zügen der Komposition, so im Verhältnis von Figuren und Bildgröße, im reliefartigen Zusammendrängen der Figuren auf einen schmalen Streifen im Vordergrund, Rhythmik, Silhouetten der Gedanke an Anlehnung an die großen Vorbilder Eggers sich aufdrängen"; wer trotzdem sagen, „daß es des Künstlers eigenes Bekenntnis ist und in seinem Ausdrucke im Bilde nichts von fremder Art hat"; wer desungeachtet behaupten, daß „sich freilich auch nebenbei Fremdes aufdrängt" — bis der Leser betäubt ist und „wankt und weicht und viel Hoffnung für die Zukunft einer künstlerischen Entwicklung hat, die mit diesem Werk erst einsetzt"?!... Wenn jetzt Albert Plattner um das zu kurz kommt, um was jene Artikel zu lang waren, dann — o harte Gerechtigkeit!

Bruder W. — ist das nicht jener fromme Mann, der von Zeit zu Zeit die bald in goldgeränderten Purpur, bald in Immergrün gekleidete Muse der Dichtkunst empfängt, der er immerhin bis zur vollen Büste reicht? Die Begeisterung für die Märchen-Heroine Grimm wäre somit verständlich. Aber der feurige Bruder hält es heimlich auch mit einer anderen, von der er sich zu Spaziergängen über das Glatteis der Kunstkritik verlocken läßt. Denn „wer könnte sich schließlich auch für die Länge dem Hauche der Romantik und des Märchens verschließen, der auf den Schöpfungen Grimms; wer dem Stimmungsgehalte entschlagen, der auch vielfach wie ein schwingender, klingender Goldfaden über den Bildern seiner Schülerin Strele liegt?" Da kann kein Mensch anders, als zur Feder greifen. Bei technischen Kraftleistungen schaut man ja auch, aber man bleibt kalt — und geht vorüber. „Das Grimm- und Strelebild bei Wagner schaute man auch an — und ging vorüber; aber man kam wieder zurück — ein-, zweimal und vielleicht öfter; und man strömt in den Rundsaal des Ferdinandeums..." Wenn es dort nur erlaubt ist! Aber keine Freude bleibt ungetrübt: ein Bild wirkt „zu dunkel, um mit der ganzen Monumentalität seiner Gedanken uns beeinflussen zu können.... Man möchte es ausschöpfen — und kann es nicht." Malheur! Und der Unter-

schied zwischen Meister und Schülerin! „Ersterer konterfeit überhaupt nicht mehr; ihm ist die Landschaft nur mehr Mittel zum Zweck. Letztere hängt noch in dem Drum und Dran der Landschaft, wenn auch nur mehr leise und äußerlich" — eine bedauernswerte und schreckliche Situation. „. . . . ein neuer ‚Plattner': der ‚Versehgang' — ein Werk, das auf den ersten Blick an Egger-Lienz erinnert, aber durchaus nicht mit Egger-Lienz verwechselt werden darf" — nur keine Angst, mein Bruder — „denn Plattners Bauern sind ganz anderen Typen entlehnt . . ." Endlich ein wahres Wort! „Wucht und Erdgeruch haftet auch diesen Gestalten an . . .", leider nur als Etiquette. „Plattner hat ein religiöses Meisterwerk geschaffen. Wir gratulieren!" Welch' ein Judaskuß vor dieser ultramontanen Schwarte! Benedikt.

Berichtigung. In den „Kleinen Sämereien" von Carl Dallago (Heft 1) sind bei der Zitierung dessen, was Hermann Bahr über Feindesliebe sagt, aus Versehen zwei Sätze weggeblieben. Sie lauten: „Was wär' ich ohne Feind. Ich liebe meinen Feind . . . als ein Stück von mir" und: „An meinen Grenzen steht der Feind als Schildwache mir von Gott hingestellt."

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 384/385:

Der Löwe oder Die Gefahren der Technik / Glossen
Zeugenschaft gegen die Geschworenen
Notizen / Glossen / Der Neger

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO

OTTO WEININGER UND SEIN WERK

PREIS GEHEFTET K 1.— (85 PFENNIG)

Sexual-Probleme (Berlin): Die Auseinandersetzung eines Dichters mit Weiningers Persönlichkeit und Werk, subjektiv und doch von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, dem Wesen W.s, seiner Bedeutung und seiner Bedingtheit gerecht zu werden . . . Allen denen, die entweder, durch die Unerhörtheit der Weininger'schen Behauptungen abgestoßen, den Blick für die Schärfe seiner psychologischen Beobachtung und für die Großartigkeit seiner Konzeption sich trüben ließen, oder die, von der suggestiven Gewalt seiner Dialektik und seines Stiles gebannt, sich aus eigener Kraft nicht mit ihm auseinanderzusetzen vermochten, könnte diese Schrift von Nutzen sein.

Interstate Medical Journal (St. Louis): Those medical men, who have read Otto Weiningers „Sex and Charakter" and are still sufficiently interested in this strange genius to learn more of his theories, will find quite a number of readable pages of the illuminating sort in the brochure which Carl Dallago has written on „Otto Weininger und sein Werk" . . .

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher

PREIS GEHEFTET K 1.20 (Mk. 1.—)